

Was müssen unsere Kinder sehen?

Autor(en): **Zehnder, Urban**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **66 (1979)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihr Gegenteil, sondern auch auf die Selbstkontrolle des Kindes. Damit ist ein erster Hinweis darauf gegeben, dass prosoziales Verhalten gesteuert werden kann.

Auch dabei spielt die Anwesenheit Erwachsener eine besondere Rolle. Vorschulkinder, denen man sagte, dass im Fernsehen dargestellte Aktivitäten wie Einkaufen oder Gartensprengen Hilfeleistungen seien – zeigten sich anschliessend eher bereit, selber zu helfen als solche Kinder, die jene Aktivitäten ohne Hinweise gesehen hatten.

Aber auch hier zeigt sich ein generelles Problem, das bereits bei der Wissensvermittlung durch Fernsehen zu beobachten war: diejenigen Kinder, die Hinweise auf prosoziale Aktivitäten am ehesten nötig hätten, erhalten sie offenbar in ihren Familien seltener als die Kinder, die ohnehin in einem sozial günstigen Milieu leben.

Entscheidend für das Auftreten der gewünschten positiven Wirkung sind somit auch hier Kräfte, die vom Zuschauer selbst und seiner Umgebung ausgehen. Die Grenze positiver wie negativer Beeinflussung scheint in eben diesen Kräften zu liegen.

Das bedeutet, dass man mit der Frage: «Was macht das Fernsehen mit dem Zuschauer?» allein nicht weiterkommt. Sie muss vielmehr ergänzt werden durch die Frage: «Was macht der Zuschauer mit dem Fernsehen, wozu benutzt er es, in welcher Situation – allein, mit anderen Kindern oder mit den Eltern – wird es genutzt?»

Das bedeutet aber auch, dass das Fernsehen allein auf diesem Felde wenig ausrichten kann. Das Fernsehen kann sich auch in Zukunft nicht von der Aufgabe verabschieden, in ihren Programmen mehr «positive» Handlungsmodelle anzubieten. Aber eine Verbesserung der Kommunikationsqualität in Familien wird man mit solchen Angeboten allein nicht erreichen.

An diesem Punkt müssten vielmehr Bildungsveranstaltungen für Eltern ansetzen – mit dem Ziel, ein besseres Informationsniveau oder eine bessere Einstellung zur Erziehung der Kinder herzustellen. Ansätze dazu sind vorhanden. Denn Kinder brauchen – auch vor dem Bildschirm – «Menschen, um menschlicher zu werden.»

Was müssen unsere Kinder sehen?*

Urban Zehnder

«Schreiben Sie für uns zum Jahr des Kindes über die Verantwortung der Eltern für das Fernsehen ihrer Kinder», so hiess der Auftrag zum folgenden Artikel. Der Autor, Urban Zehnder, Verfasser des Elternbriefes in der erfolgreichen Fernseh-Sondernummer von «ehe-familie» im September 1978, fand, es sei zu diesem Jahr des Kindes schon genug Programmatisches und Deklamatorisches geschrieben worden. Er geht daher auf konkrete Situationen ein, in die sich Eltern gestellt sehen. Redaktion

«Du schreibst doch immer übers Fernsehen und hältst Vorträge für Fernseheltern. Sag mir also, was ich machen soll: Mein Reto, der Drittklässler, reklamiert immer, weil er

das Gefühl hat, nur er dürfe nie fernsehen. Die andern hänseln ihn, weil er immer sagen muss, er dürfe «Raumschiff Enterprise» nicht sehen. Er sei ja noch ein Bubi. Und gerade diese Sendung finde ich so schlecht, dass ich meine, Reto soll sie nicht sehen. Darum haben wir oft Streit. Ich weiss schon gar nicht mehr, was ich tun soll.» So klagte mir eine Bekannte vor kurzem bei einem freundschaftlichen Nachtessen.

Diese Situation ist so häufig. Sie ist unangenehm, denn sie fordert die Eltern immer wieder heraus, fast täglich. Das Fernsehen dringt tief in unsere Lebensgewohnheiten ein, es nimmt einfach Beschlag von den Kindern. (In ähnlichem Masse lässt sich das auch von der Schallplatte, von einzelnen «Jugendzeitschriften», vom Comic-Heftli sagen, aber bei vielen Kindern auch vom Buch,

meist vom Abenteuerbuch.) Es ist wichtig zu wissen, dass das Fernsehen schon durch seine Existenz die Lebensgewohnheiten der Kinder, ihre Erlebnisse und ihr Wissen massiv beeinflusst. Darum müssen wir besorgt fragen: Nimmt unser Fernsehen diese grosse Verantwortung wahr? Nach welchen Kriterien wählt es die Programmverantwortlichen und die Filme aus? Welchem Ethos sind die Fernsehmacher verpflichtet? – Zu fragen haben wir uns aber auch: Stellen wir, das heisst die «Gesellschaft» (z. B. durch die Erziehungsdirektionen oder Erziehervereinigungen) dem Fernsehen auch gute Leute zur Verfügung? Bilden wir an Fach- und Hochschulen kinderbewusste, sensible und verantwortungsfähige Fernsehmacher aus? Und schliesslich: Suchen wir, mit dem Fernsehen durch Kritik und positive Vorschläge ins Gespräch zu kommen? Oder grollen wir nur insgeheim mit ihm?

Mit diesen Hinweisen konnte ich natürlich meiner Bekannten nicht helfen. Sie brauchte Rat und Hilfe für Reto. Will sie es doch einfach nicht zulassen, dass die Klassenkameraden über Retos Fernsehkonsum bestimmen. Als Mutter ist sie doch selber verpflichtet, über Art und Umfang der Sendungen mitzubestimmen. – Ich habe mir also einige Überlegungen gemacht und Fragen gestellt. Die Antworten liegen nicht bei mir, sondern allein bei ihr und ihrem Mann. Und sie lauten nicht jeden Tag gleich, sie sind immer neu zu suchen.

Warum will Marianne eigentlich nicht, dass Reto fernsieht? Möchte sie den Buben am Feierabend für sich haben, da sie tagsüber dem Beruf nachgeht? Muss sie sich selber vielleicht bestätigen, dass sie in ihrer Erziehung «nicht versagt»? Missgönnt sie ihm die paar vergnügten Halbstunden? Hat sie Angst, das Fernsehen biete dem Kind mehr als sie selber? Oder will sie gar über das Kind ihrem Mann sagen, dass er doch etwas vernünftiger fernsehen solle? (Liebe Marianne, diese Fragen habe ich Dir damals nicht gestellt, weil ich Dich nicht zu verletzen wagte. Deine eigentlichen Gründe gehen mich ja auch nichts an. Du solltest Dir aber selber klarwerden darüber. Du nimmst dann das Ganze viel leichter. Du bekommst das Problem direkter in den Griff, selbst dann, wenn Du zum Schluss kommst, dass es halt doch von aussen in Deine Familie

kam und dass es – fast – nichts mit Deinen eigenen Problemen zu tun habe.)

Im Verlaufe des Gesprächs hat Marianne erwähnt, dass halt ihr Mann lange Zeit auch sehr viel ferngesehen habe. Er hätte es eben nötig gehabt, sich abends zu entspannen. Da dachte ich mir, dass ja ein Fernsehfilm genau das auch dem Kind bietet: Entspannung. Und je weniger Spielmöglichkeiten und Kollegen ein Kind hat (und zu nutzen gelernt hat), umso mehr wird es sich gerade dieser Erholungsmöglichkeit bedienen müssen. Das gilt besonders auch dann, wenn es viel «leere Zeiten» hat: Zeiten, in denen niemand da ist für es. Allerdings: Trotz der Absicht, sich zu erholen, ermüdet das Kind körperlich und seelisch beim Fernsehen leicht. Die Eltern müssen spüren lernen, wo die Erholung zur Überforderung wird. Es ist auch wichtig, dass sie ihm helfen, sich auf verschiedene Arten erholen zu lernen. Spielzeuge kaufen und eine Schaukel vors Haus stellen genügen dazu nicht. In der Nähe der Kinder sein, ihnen unaufdringlich beim Spiel assistieren, ihnen das eine und andere Spiel vorschlagen (nicht befehlen) hilft mehr. Und wenn der Vater einmal ganz allein mit der Mutter Schwarzpeter spielt, möchte ich sehen, ob Reto nicht bald trotz Fernsehprogramm unbedingt mitzuspielen verlangt.

Reto «muss» aus Prestige Gründen bestimmte Sendungen sehen. Wenn obige Bedingungen erfüllt sind, und wenn die Eltern sich die Zeit nehmen, die betreffenden Sendungen auch zu sehen und darüber mit dem Kind zu reden, so ist nichts dagegen einzuwenden, dass hie und da dem Druck von aussen nachgegeben wird. Im Gespräch muss aber dem Kind klargemacht werden, dass auch die andern Kinder oft behaupten, sie dürften zuwenig sehen, und dass sie ihrerseits die Eltern unter Druck setzen würden. Es muss dem Kind auch klar werden, dass die Entscheidungsinstanz eben gerade nicht bei den Kollegen, sondern beim Kind und den Eltern liegt.

Ist es aber nicht häufig so, dass das Fernsehen für Kinder und Eltern zur Kraftprobe geworden ist? Ich glaube, dass in dem Falle jegliche Bemühung um «Fernseherziehung» scheitern muss, und dass die Situation zuerst entspannt werden muss. Das Fernsehen darf die Eltern–Kind–Beziehung nicht dominieren. Das Kind erlebt – gerade auch in Fa-

milien, die über den Fernsehkonsum ihrer Kinder verantwortungsbewusst wachen – häufig, dass es schwach ist. Die Mutter erlaubt oder verbietet die Sendungen. Wenn der Vater oder der ältere Bruder etwas Bestimmtes sehen wollen, ist es ganz selbstverständlich, dass der Kleine zurücktreten muss. So wird das Fernsehen zum Ausdruck eines starken autoritären Gefalles innerhalb der Familie. Wir Eltern müssen lernen, diese Macht nicht zu missbrauchen. Je älter das Kind, umso mehr soll es auch die Verantwortung für seine Sendungen mittragen. Nur so wächst es in ein geplantes und kritisches Fernsehverhalten hinein. Also: Zwar soll man die Entscheidungen nicht einfach dem Kind überlassen, aber immer mehr soll es seine Wünsche anmelden und zur Diskussion stellen. Schon dem Kindergärtler, der plötzlich ausser dem Spielhaus auch noch dies und jenes sehen möchte, hilft die Mutter, indem sie es fragt: Warum möchtest du denn das sehen? Oder: Gell, du willst das sehen, weil andere Kinder davon geredet haben. Was erzählen sie dann? Oder: Heute darfst du das mit mir sehen. Wir wollen herausfinden, ob es für dich interessant ist und ob du es verstehst.

Auch wenn sie es noch so gut meinen und noch so geschickt erziehen – immer wieder wird es Situationen geben, in denen die Eltern Schwierigkeiten haben mit ihrem Fernsehkind. Die Situationen wiederholen sich meist. In aller Ruhe mögen sie dann zunächst beobachten: Was geschieht hier eigentlich? Was plagt mich, was bedroht das Kind? Kann ich die Sache auf sich beruhen lassen, oder hat sie voraussichtlich Folgen? Erst dann möge man sich fragen: Wie kann ich reagieren? Es gibt in jeder Situation immer mehrere Reaktionsmöglichkeiten. Welche ist die wirksamste und das Eltern-Kind-Verhältnis am wenigsten belastende? Was verspreche ich mir von meinem Verhalten? Welches meiner Erziehungsziele oder -prinzipien steht dahinter?

Neben diesen «Fernsehmassnahmen» ist noch etwas sehr viel Wichtigeres zu beachten: Das Fernsehverhalten der Kinder ist sehr stark abhängig vom Fernsehverhalten der Eltern. Wenn die Mutter, der Vater jede freie Minute ein Gerät (TV oder Radio) in Betrieb setzen, ihre ganze Freizeit vor dem Bildschirm zubringen, dann ist es nicht ver-

wunderlich, wenn zwischen 17 und 20 Uhr eben die Kinder dasselbe tun. Wenn der Vater alles ansieht und jedesmal zwar brummt, es sei Mist, was da gesendet würde, aber er stellt doch nicht ab: was soll man da von seinem Sohn erwarten? Wenn die Eltern sich selbst durch einen Besuch oder durch ein wichtiges Problem ihres Kindes nicht veranlasst fühlen, das Gerät auszuschalten, ist es dann verwunderlich, wenn auch die Kinder nicht bereit sind, zum Essen vom Fernseher weg an den Tisch zu kommen oder eine Sonntagswanderung einer Seriensen- dung vorzuziehen?

Ich hoffe, dass aus dem Bisherigen das grosse Ziel gespürt werden kann: Es geht darum, dass die Eltern zwar nicht jede verloren gegangene Nacht zurückerobern, dass sie aber zusammen mit dem Kind wieder mehr Verantwortung übernehmen können für das zu Sehende und für dessen Verarbeitung. Der Zufall, das Nachbarkind und die Fernsehanstalt sind die schlechtesten Berater. Das Kind muss mit den Eltern zusammen ihren Einfluss in den Griff bekommen. Die elterliche Strategie dazu sähe etwa so aus:

1. die Situation Kind-Fernsehen-Eltern entspannen
2. Freizeit- und Informationsalternativen anbieten (nicht «Anstatt»- sondern «Sowohl-als-auch»-Alternativen)
3. das eigene Fernsehverhalten kontrollieren
4. Fernsehmassnahmen und Gespräche.

Das alles schliesst nicht aus, dass bestimmte Grenzen von den Eltern gesetzt und durchgesetzt werden (zum Beispiel keine späten Abendsendungen, keine Krimis, kein Aktenzeichen XY).

Man kann übers Fernsehen schimpfen, weil es so schlechte Programme macht, die den Bedürfnissen der Erwachsenen und der Kinder so schlecht entsprechen. Weil es uns so viele Informationen und Ideen so ungestaltet nachschleudert, die wir gar nicht richtig aufnehmen und verarbeiten können. Weil es uns ein wüstes Zerrbild von der Welt und von Menschen erzeugt. Weil es einige ganz gefährliche Wertsysteme in uns aufbaut (oder aufbauen hilft). Nach der Feststellung dieser vermuteten Tatbestände ist es die Pflicht jedes Fernsehkonsumenten, dem allem von innen her Widerstand zu leisten. Als Erzieher haben wir die Pflicht, die Wider-

standsfähigkeit unserer Kinder vorzubereiten und aufzubauen und ihnen zu einem besseren Welt- und Menschenbild zu verhelfen. Das rufe ich jedem zu, der übers Fernsehen schimpft. Andererseits: Haben wir nicht auch Mitverantwortung an eben diesem bösen Fernsehen? Es ist erstaunlich, wie wenig Kritik man in Eltern- und Lehrerzeitschriften findet über die von Kindern gesehene Programmteile. Allerorten gibt es freie und organisierte Elterngruppen. Wäre nicht die gemeinsame Diskussion von Sendungen, eigenem Fernsehverhalten und Fernsehmassnahmen eine wesentliche Aufgabe solcher Gruppen? Müssen familiäre und berufliche

Erzieher nicht viel mehr durch Leserbriefe an die Lokal- und Tagespresse sowie an die Illustrierten und Programmzeitschriften Stellung nehmen und so ihre Meinung zur «öffentlichen Meinung» machen helfen? Müssen sie nicht viel mehr auch durch Briefe an das Fernsehen selber den dort Verantwortlichen sagen, was sie schlecht und was sie gut machen? Meine utopische Hoffnung: dass so mit der Zeit die Fernsehmacher ihre Masstäbe nach den zuschauenden Kindern (nicht nur nach ihrer Zahl!) und Eltern, also nach den echten Bedürfnissen der Zuschauer ausrichten würden. Oder werden? – Das liegt an Ihnen, liebe Leser!

Was ist human am Leistungsprinzip? *

Walter Alber

Immer wieder stösst man in der Welt der Schule, aber auch in jenem Bereich, der von manchen Schulleuten einfach und pauschal als «draussen im Leben» abgetan wird, auf die Frage: *Sollen wir noch zur Leistungsbereitschaft erziehen?* Im Bereich der Wirtschaft wird die Frage oft ohne weitere Problematisierung bejaht, und viele Schulleute der älteren und mittleren Generation sind ebenfalls ohne Umschweife dieser Meinung. Somit könnte der Verdacht auftauchen, dass der Leistungsgedanke nur von den Jugendlichen kritisiert wird, die eben zu wenig Lust zur Arbeit oder zum Lernen verspüren. Das würde dann heissen, dass die Älteren im Recht sind und die Pflicht haben, die Jüngeren davon zu überzeugen, dass man im Leben eben arbeiten und streben muss. Wird dann aber ganz naiv gefragt, ob man lebt, um zu arbeiten, oder ob man arbeitet, um leben zu können, so ist die Antwort oft ausweichend, oder sie besteht in betretenem Schweigen, oder sie umgeht das Problem, indem sie sich auf die Tradition beruft.

Im besten Fall wird argumentiert, dass das überhaupt eine Frage der Weltanschauung oder der Philosophie oder der Religion sei und dass man den Sinn des Lebens nicht so einfach definieren kann. Kurzum, es bleibt

eine Frage mit unbefriedigenden Antworten.

Sehr schwierig ist es auch, jenen Argumenten entgegenzutreten, die sich zugleich mit der Kritik am Leistungsprinzip auch mit der Konsumverweigerung identifizieren.

Sicher wäre es verfehlt, Arbeit und Leistung gleichsetzen zu wollen. Leistungen im Sport und im musischen Bereich werden zum Beispiel nicht allgemein als «Arbeit» empfunden, obwohl sie oft ausserordentliche Anstrengungen erfordern. Wenn wir dieser Unterscheidung, die aus der sprachlichen Differenzierung erwächst, auf den Grund gehen, entdecken wir, dass die alltägliche Arbeit häufiger mit Unlustgefühlen verbunden ist als andere Leistungsformen. Dafür gibt es mindestens zwei Gründe: Einmal weist die Alltagsarbeit in vielen Berufen (nicht etwa nur am Fließband) die Merkmale einer gleichförmigen Tätigkeit auf, die der Phantasie und der Erfindungsgabe nur wenig Raum lässt. Zum zweiten gewährt diese Art der Arbeit selten die Gelegenheit der sozialen Anerkennung. Was beim Kind selbstverständlich ist (oder für die Erzieher selbstverständlich sein sollte), wird beim Erwachsenen häufig vergessen: Jeder braucht in gewissen Zeitabständen, die freilich beim Erwachsenen ziemlich lang sein können, ein lobendes Wort, eine Bestätigung, eine «Ver-

* aus: «Schule heute», Dezember 1978